

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 18 (1928)
Heft: 22

Artikel: Eine Gesellschaftsreise nach Aegypten und Nubien [Fortsetzung]
Autor: Kellersberger, Armin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641865>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wenn du Interesse hast für industrielle Betriebe, so kannst du deren übrigens in Zug auch besuchen. Du wirst etwa bei der großmächtigen Landis & Gyr A.-G., elektrische Zähler- und Uhrenfabrik, oder bei der Glühlampenfabrik an der Baarerstraße, oder bei der großen Kistenfabrik, oder bei der Metallwarenfabrik in der Nähe des Bahnhofes an-klopfen und dir die Fabrik zeigen lassen.

Sicher möchtest du auch die Ursprungsstätte der Chamer Kondensmilch aus der Nähe kennen lernen. Hast du Nestle Aktien, bist gar Verwaltungsrat der A.-G., dann wird man dir höflich die Türe öffnen. Andernfalls — nun, man kann auch Glück haben. Sonst bleibt dir der Gang durch das schmucke Dorf mit der imposanten Kirche und dem parl-umgebenen Schloß Sankt Andreas.

Du siehst, daß an unterhaltlichen Ausflügen und inter-essanten Erlebnissen im Zugerländchen kein Mangel ist. Pro-biers einmal. Ich glaube nicht, daß du reuig sein wirst. Auf jedenfall wirst du um die Kenntnis eines schönen Stückes Heimatboden bereichert heimkommen. H. B.

Eine Gesellschaftsreise nach Aegypten und Nubien.

Von Armin Kellersberger, Bern.

(Fortsetzung)

Ueberschwemmungsgebiet. Landschaftsbilder.

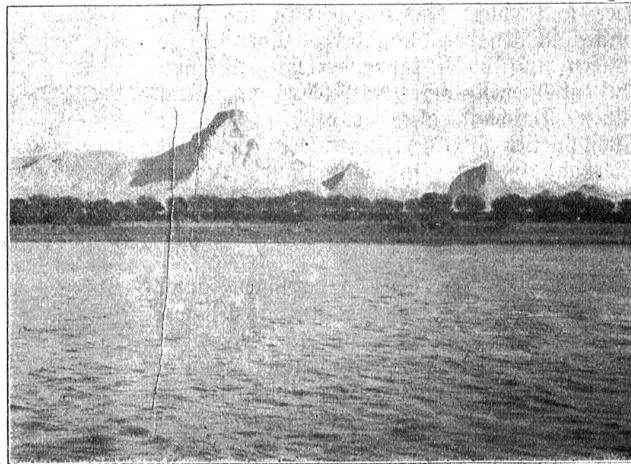
Alle innerhalb des Ueberschwemmungsgebietes des sich seit der Erhöhung des Staudammes von Assuan bis 295 Kilometer stromaufwärts erstreckenden Stausees liegenden Ortschaften Nordnubiens sind vom Tal in die Höhe, über die jetzige Hochflutmarke verlegt worden, weshalb man dort meist neue Häuser sieht, während zahlreiche Dorftruinen teils unter Wasser, teils an dessen Rand stehen. Unter Wasser stehen ferner zu Tausenden die Palmen, zum größten Teil Dattelpalmen, die früher den Nil einfakten und von denen heute oft nur noch die Wipfel aus dem Wasser ragen. Ihren Kampf ums Dasein scheinen diese Bäume siegreich zu be- stehen, denn obwohl er schon viele Jahre dauert, sehen sie ganz gesund aus. Zahlreiches Geflügel im Strom und auf den Sandbänken, in malerischen Gruppen und biblischen Ge- wändern am Ufer kauende Männer, Frauen und Kinder, auf den als Straßen benützten Dämmen wie Silhouetten aussehende, oft hochbeladene Kamele, ferner Esel, Büffel, Schafe, Ziegen, vom Fluß kommende Fellachen mit aus Ziegenhäuten hergestellten Schläuchen voll zu Trinkzwecken bestimmten, trüben, aber nach Meinung der Eingeborenen



Milchschlammziegelei bei Memphis.

Trocknen der Ziegel an der Sonne. Als Bindemittel bei Ziegelbauten dient wiederum Milchschlamm.

umso „düstigeren“ Nilwassers, schwarzgekleidete Fellachen- weiber in grazioser, fast königlicher Haltung mit großen Wasserkrügen auf dem Kopf, Satteln und Schadufen an den Ufern, aus ungebrannten, nur an der Sonne getrockneten Nilchlammziegeln gebaute einzelne Häuser, aus Nilchlamm zusammengeketete Hütten ärmerer Fellachen, ganze Dörfer mit schlanken Minaretts, weiß gestrichenem, kuppelförmigem Heiligengrab (Marabut) und mächtigen, an Tempelpylone



Abu Simbel.

Blick über den Nil zum vegetationsreichen rechten Ufer und in die angrenzende Wüste mit Tafel- und Pyramidenbergen, den Vorbildern der Pyramiden.

gemahnende Taubenhäusern, von gelbem Wüstenlande be- grenzte, mehr oder weniger grüne Streifen Pflanzlandes, im Hintergrunde wie ein Rahmen die grauen Sandsteinfelsen der Tafel- und Pyramidenberge, flukab- und auf- wärts schwimmende Dahabijen, durchfahrende Dampfer, viele Segelboote vervollständigen das Bild der einförmigen, aber eigenartigen, mit keiner europäischen Gegend vergleichbaren Nilandschaft, deren Hauptmerkmal in der feierlichen Ruhe des großartigen Stromes und in der wundervollen Be- leuchtung liegt.

Von den Sandsteinfelsen der Höhenzüge, die, im Gegensatz zu den das Niltal bis Assuan einfassenden, weiter absteigenden Kalksteinbergen, nah an den Strom heran- treten, erstrecken sich bis ins Nilbett die Sanddünen. Gold- farben erglänzen sie im hellen Sonnenschein.

Chamsin.

Alles organische Leben aber ist wie von bösen Geistern bedroht, wenn — statt der erfrischenden Wüstenluft, die trotz der hohen Temperatur an belebender Kraft mit der Alpenluft verglichen wird — der glühende Südoostwind, der Chamsin, weht, den Sand in dichten, die Sonne verfin- sternden Wolken in Bewegung setzt und damit die Pflanzen bedeckt. Ein Glück, daß dieser Wind, der wahrscheinlich jene ägyptische Finsternis verursachte, die nach der Bibel 3 Tage gedauert haben soll, nur von Zeit zu Zeit, vom März bis Mai, sonst aber der Nordwestwind weht. Dieser mildert die Hitze. „Seinen süßen Hauch zu atmen“ ist den alten Aegyptern als eine der größten Wohltaten auf Erden vor- gekommen. Immerhin muß hier beigefügt werden, daß es falsch wäre, zu glauben, der Schweiß rinne einem an der ägyptischen Sonne nur so am Leib herunter. Die Luft ist so trocken, daß der Schweiß sofort verdunstet. Man fühlt wohl, daß es z. B. bei 41 Grad Celsius Schattentemperatur sehr warm ist, hat aber nicht das Wärmegefühl der feuchten Luft, wie es sich bei drückender Hitze vor Gewittern bei uns so unangenehm geltend macht. Die ungemein rasche Verdunstung macht sich sogar beim Anfeuchten der Brief- marken bemerkbar, nämlich dadurch, daß lektäre nur bei sofortigem Aufkleben die Klebkraft behalten.

Landwirtschaft — Kulturen.

Im Westen, wo die libysche Wüste bis an den Fluß herantritt, ist der kulturfähige Boden selten mehr als einige hundert Meter breit. Die Ufer sind dort zum Anbau weniger geeignet und auch weniger bevölkert als auf der östlichen Seite. Der Wüstensand wird von den Nordwestwinden bis an den Rand des Flusses getrieben, so daß Anbau nur da möglich ist, wo Gebirgswälle den Sand-



Kafr Ibrim, Ausblick.

Rechts Felsenkämme der arabischen Wüste, links die libysche Wüste, bis auf einen schmalen Vegetationsgürtel an den Fluß heranretend.

strom aufhalten. Trotzdem finden sich gerade hier die großartigsten Tempelüberreste aus dem Altertum. Wahrscheinlich deshalb, weil nirgends drastischer als hier die Notwendigkeit an die alten Ägypter herantrat, das Vordringen der von Seth (Typhon) verkörperten, totbringenden Wüste aufzuhalten, was man am besten zu erreichen glaubte durch Anrufen aller gütigen Götter, insbesondere aber durch Anrufung des gegen Seth um den heiligen Nil, für Leben und Werden im Niltal kämpfenden Osiris.

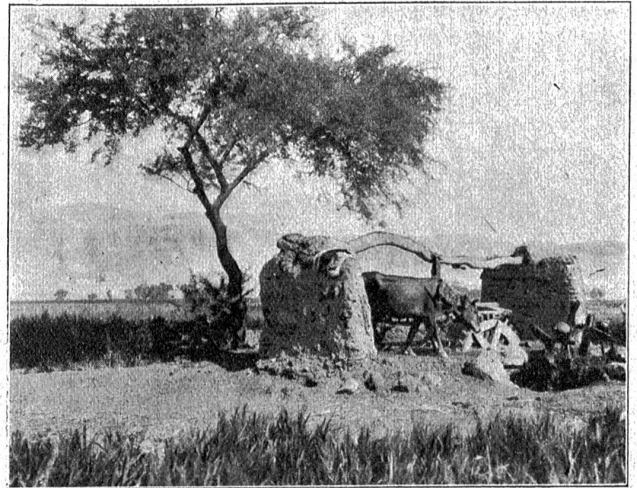
Im Osten, im „Gotteslande“, gegen die Höhenzüge der arabischen Wüste, am Fuße zerrissener und verwitterter Felsenkämme, zeigen sich auf der reichlich angeschwemmten, durch den Nil abgefehten Erde Streifen von Land mit Palmen, Akazien, Tamarisken, Getreide- und Rizinusulturen, streckenweise sehr schmal, dann wieder ausgedehnt bis auf zirka 300 Meter Tiefe. Der fruchtbarste Teil Nubiens ist am östlichen Ufer von Korosko bis Ermenne gelegen, wo sich ein verhältnismäßig breiter Streifen Ackerland befindet.

Bewässerung.

Zahlreiche Schädüfs und Säkijen, jene einzigartigen, uralten Wahrzeichen des ägyptischen Feld- und Gartenbaues, die beinahe alle hundert Schritte zu sehen sind, zeugen von der Wichtigkeit einer richtig organisierten Bewässerung des auf 2–3 Jahresernten eingestellten Landes. Palmen, Akazien, Tamarisken und Sykomoren oder auch nur etwas Schilfrohr umgeben sie, um den fast nackten Menschen und das Tier bei der mühseligen, ununterbrochenen Arbeit wenigstens einigermaßen gegen die Sonnenstrahlen zu schützen.

Das Schädüf, die älteste und primitivste Einrichtung zum Bewässern, dient zum Hinauffschaffen des Wassers aus dem Nil durch Menschenhände. Eine sehr mühsame Arbeit, aber unbedingt nötig, weil das fruchtbare Erdreich nur soweit als die Bewässerung des Landes reicht; von der üppigsten Fruchtbarkeit zur schaurigsten Wüste ist nur ein Schritt.

Die wie zur Zeit der Pharaonen so noch heute ununterbrochen Tag und Nacht mit weithin hörbarem Anarren und Röcheln ihr schwermütig Lied singenden Säkijen sind solche Schöpfmaschinen, die durch Rinder, Büffel oder Kamele bedient werden. Damit diese Tiere nicht schwindelig werden, verbindet man ihnen die Augen. Meist von Kindern geleitet, läßt man sie im Ring herumgehen und dabei ein Rad mit Schöpfkeimern in Bewegung setzen, die das



Cheben, Säkije.

Wasser gleich einer Baggermaschine im Fluß aufnehmen und heraufschaffen, natürlich in viel größerer Menge als durch die Schädüfe.

Ob durch das Verbinden seiner großen, tiefschwarzen, mit rätselhaftem Ausdrud sphinxartig über alles Kleinliche hinweg in die Weite blickenden Augen im Kamel Illusionen geweckt werden, die ihm sein Schicksal erträglicher erscheinen lassen? Auf alle Fälle bewegt es sich ebenso würdevoll im engen Ring herum, wie als Schiff der Wüste im grenzenlosen Raum; in seiner Haltung liegt etwas, das es über den beschränkten Kreis zu erheben scheint, etwas von der Ueberlegenheit, die es kennzeichnet, wenn es durch die Wüste schreitet. Jedenfalls ein prächtiges Tier, ohne das man im Nillande schlimm daran wäre, obwohl im alten Ägypten bis zur griechischen Zeit der hier ebenfalls hochangesehene Esel das einzige Transportmittel war, auch für den Verkehr in der Wüste.

In neuerer Zeit findet der Betrieb durch Motoren immer mehr Anhang; deren Lieferung wird zum großen Teil von Schweizerfirmen besorgt. Die Sulzer'schen Pumpen versehen endlose Flächen, die vorher zur Wüste gehörten, mit dem befruchtenden Raß.

Die primitiven Bewässerungseinrichtungen und die mangelhaften Ackerbaugeräte, wie zum Beispiel die kurzgestielten Hacken, die ein tiefes Büden erfordern, und der Pflug, der nach bildlichen Darstellungen aus der Zeit des alten Reiches heute noch in gleicher Form im Feldbau Verwendung findet, um Menschen und Tiere mit Nahrungsmitteln zu versehen und die Pflanzenfasern für Webereien und Seilereien zu gewinnen, scheinen einer reichen Ernte nicht Abbruch zu tun. Eine solche wird den Fellachen (felläh, Plur. fellähin) „Pflüger“ oder „Bauer“, in dem das Volk des alten Ägyptens, wenn auch mit anderer Sprache und anderer Religion, heute noch fortlebt, und in dessen Hand die ganze Bodenkultur liegt, auch im Jahre 1927 beschieden sein.

Ernte. Stand der Kulturen.

Die Einsenernte ist im Gang. Die Gerste steht vor der Blüte. Die Saubohnen, die das beliebteste

Hauptnahrungsmittel der Eingeborenen bilden und von besonders zuvorkommend sein wollenden Eseltreibern draußen im Feld ausgerissen und den Reisenden angeboten werden, sind bestens entwickelt. Zwiebeln, Lauch, Artischocken und Tomaten befinden sich in jedem Stadium des Wachstums.

Der Mais steht sehr schön und die großen Zuckerrohrfelder sind zum Teil von den 3—4 Meter hoch



Luxor, Zuckerrohrmarkt.

werdenden Rohren abgeerntet. Von diesen „Zuckerstengeln“, die vielfach in rohem Zustand gegessen werden, liegen große Haufen zum Verkauf auf dem Markte und dienen in kleinen Abschnitten den Eingeborenen, besonders den Frauen und Kindern, dort schon als willkommenes Schlemmerei. Auch der Moh'n, der ebenfalls weite Flächen bedeckt, geht der Reife entgegen. Die Rizinusstaude steht in Blüte und trägt schon Früchte. Alee und Esparsette werden mit der Sichel geschnitten und bündelweis auf den Markt gebracht.

Die Reben beginnen Blätter zu treiben, sie liefern im Juli Trauben in Menge. Daraus wird jedoch kein Wein gemacht, wie im alten Aegypten, wo man das Eigengewächs „bis zum Rausch hin“ zu würdigen verstand. Hierin hat der Koran Wandel geschaffen, wenn auch infolge der leichten Einfuhr billiger und guter Weine aus den Mittelmeerländern die Mißachtung des Religionsgebotes — trotz der im Verlust von einigen Freuden des Paradieses bestehenden Buße — nicht ausgeschlossen ist. Was der Koran nicht ausdrücklich verbietet und deshalb für erlaubt gehalten wird, ist der Genuß des guten Bieres, das man in Aegypten braut und wobei (d. h. beim Bierbrauen) die Leistungen der Auslandsschweizer nicht gering anzuschlagen sind. Dem Bier huldigt man vielerorts ebenso eifrig wie zu Pharaos Zeiten, wo Brot und Bier die ersten Dinge waren, die man sich hienieden sowohl als für die Mahlzzeiten im Jenseits wünschte. Für gewöhnlich trinkt der Eingeborene aber Wasser, und zwar mit Vorliebe das unfiltrierte, durch allen möglichen Unrat verunreinigte Nilwasser. Es wird wie in der alten Zeit in Ziegenhäuten aufbewahrt und vom Fellachen für unübertrefflich gehalten, während das filtrierte nach seiner Meinung „nach nichts schmeckt.“ (Fortsetzung folgt.)

Vor 150 Jahren starb Voltaire.

Wenige Kilometer nördlich von Genf, hart an der Schweizergrenze, ist die französische Ortschaft Ferney. Hier hat sich der alternde Voltaire, nachdem ihm seine vergöttlichte Freundin Marquise von Châtelet gestorben, nachdem er sich

mit Friedrich dem Großen überworfen, nachdem er den frivollen Lebensgenuß, wie er in den Kreisen der Aristokratie üblich war, satt hatte, niedergelassen. Da baute er sich ein geschmackvolles Schlößchen, freute sich der schönen Sicht auf Stadt und See von Genf, auf das savonische Gebirge und den Mont Blanc und entwidelte jenen werktätigen Altruismus, der uns den Dichter und Philosophen so sympathisch macht und die vielen kleinen und großen Schwächen vergessen läßt. Allzu einsam brauchte sich zwar Voltaire nicht zu fühlen. Dichter, Philosophen, Gelehrte, Staatsmänner, feingebildete Adelige fanden sich ein, dazu viele, die mühselig und beladen waren und Rat und tatkräftige Hilfe suchten. Sie alle wurden freundlich aufgenommen und erfreuten sich einer wahrhaft fürstlichen Gastfreundschaft. Voltaire konnte sich diese leisten, war er doch reich, sehr reich geworden, durch seine Schriften, mehr noch durch glückliche Finanzoperationen, einen Lotteriegewinn, die Beteiligung an einer großen Rhederei. Und er, den so viele heute noch nur als den großen Spötter kennen wollen, der alles, auch das Heiligste, in den Kot gezogen habe, er wurde der Anwalt der Unterdrückten, der Rechtlosen, der Kämpfer für Freiheit und Recht. Mutig, wahrhaft groß und edel war dieser Kampf. Wie prächtig sagt dies der große Viktor Hugo: „Die Schwachen, die Armen, die Leidenden, die Mühseligen und Beladenen beschützen, für die Verfolgten und Unterdrückten kämpfen, das ist der Krieg Jesu Christi; und wer von den Menschen führte diesen Krieg? Voltaire. Das Werk des Evangeliums wird vollendet durch das Werk der Philosophie. Der Geist der Sanftmut hat es begonnen, der Geist der Duldsamkeit hat es fortgesetzt. Sagen wir es mit einem Gefühle tiefer Achtung: Jesus hat geweint; Voltaire hat gelächelt; aus dieser göttlichen Träne und aus diesem menschlichen Lächeln ist die Miße der gegenwärtigen Zivilisation gemacht.“ Oder an anderer Stelle: „Voltaire hat den strahlenden Krieg geführt, den Krieg des einen gegen alle, das heißt den großen Krieg. Den Krieg des Gedankens gegen die Materie, den Krieg der Vernunft gegen das Vorurteil, den Krieg des Rechts gegen das Unrecht, den Krieg für den Unterdrückten gegen den Unterdrücker, den Krieg der Güte, den Krieg der Sanftmut...“

Wir kennen die Zeit, die Voltaire wirken und sich entwickeln sah. Noch stand die Sonne des Absolutismus am Zenit. Schon aber zeigten sich die ersten Sturmwolken. Die Folgen der einseitigen Regierung Ludwigs XIV. machten sich bemerkbar. Es ist symptomatisch, daß Voltaires erstes Gedicht den Titel „Le malheur du temps“ trug. Die Kritik der öffentlichen Verhältnisse war es denn auch, die Voltaire immer wieder inspirierte. Sein Kampf galt vor allem dem Despotismus, dem Aberglauben, der unbeschränkten Gewalt der Kirche, dieser herrschsüchtigen Hierarchie. Das Gedicht „La chambre de justice“ trug ihm elf Monate Bastillenhäft ein, weil er den Brinzregenten von Orléans angegriffen hatte. Wer aber wegen Zensurschwierigkeiten auf die Bastille kam, war auf dem besten Wege, populär zu werden. In der Haft entstand die Tragödie „Oedipus“, die Voltaire neue, unbetretene Wege gehen ließ. Sie begründete den Ruhm des Dichters. Freilich, 1726 kam die Verbannung nach England. Mit lebhaften Interesse machte sich Voltaire ans Studium der englischen Verhältnisse. Er nahm den englischen Realismus in sich auf, wurde Anhänger der englisch-deistischen Schule, die sein Verhältnis zur Religion und religiösen Dingen zeitlebens bestimmte. Er studierte Locke, diesen Vorläufer Kants, machte sich dessen Theorien von der menschlichen Erkenntnisfähigkeit zu eigen. Gereift, mit geweitem Blick, kehrte er 1729 nach Frankreich zurück und begann seinen Kampf für Aufklärung, Freiheit und Recht gegen die Grausamkeit und die Heuchelei der herrschenden Orthodoxie. Seine „Lettres philosophiques sur les Anglais“ wurden auf der einen Seite mit Begeisterung aufgenommen, auf der andern Seite allerdings als so gefährlich erachtet, daß sie der Henker öffentlich verbrennen mußte. Es wäre ver-